

Rudolf Walther

Kein Frieden in Sicht?

25 Jahre nach dem Historikerstreit

Vor 25 Jahren entflammte der »Historikerstreit« um die Thesen von Ernst Nolte. Wissenschaftlich ist das Thema geklärt, aber die Geschichtspolitik von rechts heizt den Streit weiter an – medial sekundiert von der FAZ.

Jürgen Habermas entfesselte vor 25 Jahren den Historikerstreit, als er der These Ernst Noltés entgegentrat, wonach den Verbrechen der Nazis jene vorausgegangen seien, die im Namen von Leninismus und Stalinismus begangen worden waren. Daraus drechselte sich Nolte einen »kausalen Nexus«. Noltés Hauptthese lautete: »Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine ›asiatische‹ Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihres gleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer ›asiatischen‹ Tat betrachteten? War nicht der ›Archipel GULag‹ ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der ›Klassenmord‹ der Bolschewiki das logische und faktische Prius des ›Rassenmords der Nationalsozialisten? (...) Rührte Auschwitz vielleicht in seinen Ursprüngen aus einer Vergangenheit her, die nicht vergehen wollte?«

Noltés These beruht entweder auf einer nicht beweisfähigen geschichtsphilosophischen Spekulation, wie sein Satz »ohne Marxismus kein Faschismus«, oder auf einem gewöhnlichen historistischen Taschenspielertrick, mit dem das zeitlich Frühere pauschal zur Ursache des Späteren erklärt wird (*post hoc propter hoc*).

Mathias Brodtkorb, sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter aus Mecklenburg-Vorpommern, nahm die 25-jährige Wiederkehr des Historikerstreits zum Anlass für einen Rückblick und brachte einen



Rudolf Walther

(* 1944) ist Historiker und freier Publizist. Er arbeitet für Schweizer und deutsche Zeitungen und lebt in Frankfurt/M. Im Oktober Verlag erschien kürzlich die Essaysammlung: *Aufgreifen, begreifen, angreifen* als erster von drei Bänden.

rudolf.walther@t-online.de

Sammelband heraus [Mathias Brodtkorb (Hg.): *Singuläres Auschwitz? Ernst Nolte, Jürgen Habermas und 25 Jahre Historikerstreit*, Adebora Verlag, Banzkow 2011] mit zehn Beiträgen von Journalisten und Historikern, darunter ein Interview mit Ernst Nolte. Rund ein Drittel der 179 Seiten füllt der Herausgeber selbst.

Gezänk im Sandkasten?

Habermas verweigerte sowohl einen eigenen Beitrag als auch ein Gespräch mit Nolte sowie ein Interview mit dem Herausgeber. Dieser lieferte Habermas die Gründe für die Absage gleich zweifach ins Haus. Brodtkorb lud Habermas zur Mitarbeit ein mit dem Hinweis, es sei »endlich einmal Zeit für den ›herrschaftsfreien Diskurs der Intellektuellen« und unterstellt Habermas nach dessen Absage, er sei nicht nur »diskursunwillig«, sondern obendrein »vorrational, voraufklärerisch und damit auch vormodern«. Brodtkorb hat Habermas' sprachphilosophische Methode völlig

falsch verstanden. Der Begriff »herrschaftsfreier Diskurs« bezeichnet keine moralische Norm und schon gar nicht einen »echten Dialog« (Brodkorb) – was immer das meinen soll –, sondern eine notwendige, idealisierende Voraussetzung kommunikativen Handelns. Damit überhaupt ein Gespräch zustande kommen kann, müssen die Sprecher sich gegenseitig bestimmte Geltungsansprüche (Verständlichkeit, Richtigkeit, Wahrhaftigkeit, Wahrheit) zubilligen, notfalls auch kontrafaktisch: A vermutet, dass B lügt, aber auch A muss unterstellen, zumindest B halte die Lüge für wahr. Brodkorb lädt den Begriff »herrschaftsfreier Diskurs« psychologisierend auf und begibt sich damit ins Abseits. So interpretiert er die Weigerung Habermas' als »Charakterfrage« und deutet den Historikerstreit insgesamt als »Überreagieren« und unnötiges Gezänk. Brodkorb liegt mit seinen Spekulationen und Deutungen so weit neben der Sache, dass man Habermas verstehen kann, dass er sich dem Wunsch des Herausgebers verweigerte.

Auch Brodkorbs These, der Historikerstreit habe sich um die Frage gedreht, ob Auschwitz ein singuläres Ereignis gewesen sei, ist so nicht zu halten. Zwar benutzte Habermas das Wort »Singularität«, aber nur im metaphorischen Sinne, um die Bedeutung der Judenvernichtung zu betonen und diese gegen trivialisierende Vergleiche (die Stasi bewirke ein »Auschwitz in den Seelen«, so Jürgen Fuchs) abzuschirmen. Brodkorb stellte die Behauptung auf, es sei bis heute »unzulässig (...), nicht nur den Holocaust mit anderen Genoziden zu vergleichen, sondern hinsichtlich seiner regressiven Qualität mit diesen gleichzusetzen.« Spätestens in der Debatte um das *Schwarzbuch des Kommunismus* (1997/98) wurden solche Scheinprobleme geklärt: Ohne Vergleiche kommt kein Historiker aus. Die Vermutung, mit dem Vergleich von Verbrechen relativiere man diese automatisch, ist haltlos. Erstens setzt auch die These der Einzigartigkeit einen

Vergleich – zumindest stillschweigend – voraus, und zweitens führt ein sachgerechter Vergleich nicht zur Gleichung rot = braun, wie sie die mittlerweile abgehalfterte Totalitarismustheorie einst vertrat.

Weder Nolte noch Habermas sind für das Singularitätsdogma oder gar eine Singularitätstheorie verantwortlich. Die These der Einzigartigkeit von Auschwitz ist eine Improvisation, die u.a. der Politikwissenschaftler Dan Diner eine Zeitlang vertrat. Sie diene ihm zur Einhegung des Jahrhundertverbrechens in einen quasi-sakralen Bereich, der rationalem Denken und Vergleichen angeblich nicht zugänglich sei, ohne das Verbrechen zu banalisieren. Brodkorb und der Rostocker Althistoriker Egon Flaig polemisieren gegen die Improvisation des Singularitätsdogmas, obwohl daran »in der Geschichtswissenschaft heute kein ernsthafter Denker mehr (...) festhält« (Wolfgang Wippermann).

Mit wilhelminischer Attitüde

Mit dem Beitrag von Flaig wird die erneute Besichtigung des Historikerstreits zum medienpolitischen Skandal, denn ein Vorabdruck seines Pamphlets erschien am 13. 7. 2011 in der FAZ. Flaig argumentiert im Stil ganz alter Lateinlehrer, die »Bildung« mit der Beherrschung der *consecutio temporum*, also der Zeitenfolge in komplexen Satzgefügen, verbanden. Für jene berufsmäßigen Abendland-Beschwörer galten jene, die die Regeln der Zeitenfolge nicht beherrschten, als ungebildet und obendrein moralisch defekt. Mit dieser wilhelminischen Attitüde wurde nach '68 aufgeräumt. Aber ausgestorben ist solche Dünkelhaftigkeit nicht, wie der Althistoriker und Freizeitphilosoph Flaig demonstriert. Dabei hörte die Welt erstmals von ihm, als die FAZ am 15. September 2006 einen Artikel von ihm druckte, in dem er den Islam als genuin gewaltbereite Religion heruntermachte. Flaig reihte sich damit in die

willige Kohorte der »Islamkritiker« von Henryk M. Broder bis Necla Kelek ein.

Auf Einzelheiten des Streits, in dem Habermas auch Fehler unterliefen, die er einräumte und korrigierte, geht Flaig gar nicht ein, sondern steigt gleich grobianisch ein, denn Habermas habe »keine Ahnung« gehabt »von den theoretischen Voraussetzungen, mit denen etwa Nolte operierte. (...) Habermas bediente sich journalistischer Tricks, die sonst dem Lumpenjournalismus vorbehalten waren.« Dann diagnostiziert der verkannte Denkmäler Flaig beim weltbekanntesten Pygmäen Habermas ein Bildungsdefizit, denn »wahrscheinlich« verlange das ethische Prinzip der Rechenschaftslegung in der antiken Rhetorik »zu viel von Habermas, der, wie so viele seiner Schüler, unter Vergangenheit die letzten acht Jahrzehnte versteht. Bildung hat Habermas stets den anderen überlassen; dementsprechend sehen seine Werke aus«, meint der strenge Lateinlehrer aus Rostock.

Keine Sachdebatte, sondern Abwehr gegen rechts

Wes Geistes Kind und von welchem intellektuellen Zuschnitt Flaig ist, verrät er mit seinem unbedarften graeco-romanischen Abendländertum: »Die athenische Demokratie ist für mich (...) bedeutsamer als die Schoa. Und wer kann mir verbieten, ihr diese Bedeutsamkeit zu verleihen?« Natürlich niemand, denn es herrscht Meinungsfreiheit – auch für »idiotes« (Stümper). Den kleinen Makel jener »Demokratie«, dass sie nämlich auf Sklaverei beruhte, übersieht Flaig spielend. Der Skandal liegt nicht darin, dass Subalterne ihre Dünkelhaftigkeit mit Meinungsfreiheit drapieren, sondern dass die FAZ derlei druckt, weil ihr in Sachen Habermas noch das abgeschmackteste Meinen eine Breitseite wert ist.

Die Historiker Christian Meier und Heinrich August Winkler machen in ihren

Beiträgen klar, worum es im Historikerstreit ging – weder um das »Singularitätsdogma« (Brodkorb) noch die Ersetzung wissenschaftlicher durch »lumpenjournalistische« Standards (Flaig), sondern um konservative Geschichtspolitik. Es war keine Debatte über Sachfragen unter Historikern, sondern eine politische Abwehr eines dreisten Angriffs von rechts.

Aus der Sicht von Habermas ging es um die Zurückweisung des Versuchs von Nolte und Michael Stürmer (eher durch unglückliche Zufälle geriet auch der Historiker Andreas Hillgruber in Habermas' Visier), die deutsche Geschichte im Windschatten von Helmuth Kohls »moralisch-politischer Wende« zu »normalisieren« und zu begradigen. Politisch waren der »Historikerstreit« und seine Ergebnisse von eminenter Bedeutung, wissenschaftlich war er dagegen unergiebig. »Die Zahl wissenschaftlicher Arbeiten von westdeutschen Historikern über den Judenmord« (Ulrich Herbert) war damals gering. Alle wichtigen Bücher dazu erschienen später mit Ausnahme des Standardwerks von Raul Hilberg (*Die Vernichtung der europäischen Juden*), das 1982 – über 20 Jahre nach dem amerikanischen Original – bei *Olle & Wolter*, einem linken Kleinverlag in Berlin erschien. ■